



Abend-

Zeitung.

282.

Freitag, am 25. November 1842.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comtoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: K. G. Th. Winkler (Th. Heil).

### Eine Vision.

Welch eine Nacht!  
Hab' ich geträumt, hab' ich gewacht?  
Was um mich geschehen,  
Was ich gesehen,  
Hat es aus Nichts des Traumes Macht  
Schöpferisch mir hervorgebracht?  
O welche Nacht!  
Bin fromm gewöhnt,  
Und hatte gebetet, mit Allem versöhnt;  
In des Geistes Hasen  
Lag ich, halb entschlafen;  
Da — mit einmal es wie von Posaunen erdröhnt,  
Vor mir steht Christus, dornengekrönt —  
Bin fromm gewöhnt.

Mein Kreuz wird zersägt!  
So sprach er, die Hand auf's Herz gelegt;  
D'raus zimmert die Feder  
Sich ein Katheder,  
Und was ich mit ewiger Liebe gepflegt,  
Wird im Treibhaus zeitlichen Wissens gehegt,  
Mein Kreuz zersägt.

Sah dann einen Thron,  
Es wankten an ihm die Säulen schon;  
Rings Purpurlappen,  
Zertrümmerte Wappen,  
Um die gemmenentblöhte Kron',  
Und hörte heulend jauchzen den Hohn  
Um diesen Thron.

Und ich sah ein Weib,  
Ein junges Weib von entzückendem Leib;  
Das sprang durch die Straßen,  
So frei, ausgelassen;  
Herr Gott, daß ein solches vom Leibe mir bleib',  
Und wär' es auch nur zum Zeitvertreib,  
Dieß freie Weib!

An einem Dom?  
Inzwischen sah ich bauen fromm;  
Aus köstlichem Reste,  
Stieg die christliche Beste  
Um die es wie Morgenlicht erglomm,  
Sich spiegelnd im Rhein', dem nun deutschen Strom,  
Sah den Eölnner Dom.

Und ein hoher Sang  
Aus seinen herrlichen Hallen erklang:  
„Ersteh'n wird der Glaube  
Wie der Dom aus dem Staube  
Der rastlos drängenden, streitenden Zeit,  
Und Alles sich fügen in Einigkeit!“  
So tönte der Sang.

Braun v. Braunthal.

### Küstenbilder.

Von  
E. Heusinger.

(Fortsetzung von Nr. 221 und fg.)

2.

Ein bemittelter Privatmann, der eine reizende Einsam-  
keit liebt, kann auf Elba sowohl in Portoferraajo als in Por-

to-Longone, daß mir wegen seiner Umgebungen, die ich nach Süden und nach Ost provençalisch nennen möchte, besser wie die erstere Stadt gefällt, eben so angenehm als gemächlich leben. Was die Insel selbst nicht gewährt — obgleich ihre Production ziemlich reichhaltig ist — das gewähren die benachbarten italischen Küsten in Fülle, und das Fehlende ist täglich vom Markte zu Livorno zu beziehen, der die größte Auswahl aller Lebensbedürfnisse darbietet.

Das zu einem Residenzschlosse für den Kaiser zu Ferrajo eingerichtet gewesene Gebäude, ist einem der Pavillons zu vergleichen, wie man sie längs der Gartensfacade der Tuilleries in Paris bemerkt. Von einer Reihe glänzender, aneinanderstoßender Gemächer, wie sie Napoleon in der Hauptstadt seines unermesslichen Reiches oder da, wo er ein temporaires Postlager in Deutschland und sonst wo aufzuschlagen für gut fand, gewohnt war, war zwar keine Rede. Indessen gewährten die 12 Zimmer und ein Saal in jedem Stock, Bequemlichkeit, wenn sie auch der kaiserlichen Pracht entbehrten. —

Weit schöner war der kaiserliche Pallacio zu Porto-Longone, wegen der reizenden Aussicht von seiner Terrasse, die man zu einer der schönsten in den europäischen Gewässern zählen kann. Eben in der Aussicht, die Elba nach allen Seiten hin darbietet, lag die mit dem Exile des Kaisers verknüpfte Grausamkeit. Bei hellem Wetter sieht man alle die umherliegenden Inseln, Sardinien und Corsica aber sehr deutlich. Bei einer günstigen Abendbeleuchtung erblickt man Livorno und fast die ganze Länge der italischen Küste. Die Fanale von Corsica und Sardinien, so wie die von den Küsten des Festlandes, schimmern in solchen Nächten wie Leuchtkegeln oder wie Meteore, die flammend über den Nachthimmel dahinziehen. So nimmt man auch die Küsten des südlichen Frankreich's durch gute Gläser deutlich wahr. Man geräth überhaupt auf dieser bezaubernden Terrasse in Gefahr, sich die hellen Augen durch zu vielen Gebrauch der Ferngläser zu verderben.

Den Kaiser sah man selten mit einem andern Glase, als mit einem gewöhnlichen Operngucker, mit dem er nicht auf die fernen Küsten, desto mehr aber auf die Menschen in seiner Umgebung zu schauen pflegte. Daß er jammernd und sehnend auf die jenseitigen Küsten blickte — hat man niemals bemerkt. Vielleicht hatte man es erwartet oder — gar fast darauf gerechnet; aber den Gefallen hat er ihnen nicht gethan.

Eine der schönsten Bauten unter den vielen, die Napoleon während seines Aufenthaltes auf Elba begin-

nen ließ, war die Caserne für seine treuen Leibwächter, die nach dem Muster des Invalidenhôtels ausgeführt werden sollte. Sie ist zwar so wenig als die andern Unternehmungen vollendet worden, wird jedoch immerhin so gut wie andere Ruinen einen welthistorischen Platz behaupten.

Den Sommerpalast zu Porto-Longone, den der Kaiser vorzugsweise liebte, hat ein reicher Privatmann käuflich an sich gebracht, und er hat ihn — alle Ehre für den gegenwärtigen Besitzer — in dem Stande gelassen, wie er von dem Kaiser eingerichtet wurde. Die von dem letztern bewohnten Zimmer, darunter das Arbeitscabinet, sind noch in dem Zustande, wie sie von seinem großen Bewohner verlassen wurden. Ein zurückgeschobener Sessel am Schreibtisch, der etwas aufgerollte Fußteppich, ein geöffneter Secretair, auf dem man eine Specialkarte von Elba, und verschiedene Baurisse und Zeichnungen bemerkt, lassen vermuthen, daß sich der Kaiser so eben zu einem Spazierritte entfernt habe.

Spricht man mit den Leuten von Elba über den Kaiser, so hört man allgemein seine Leutseligkeit loben. Einige nennen ihn auch wohl den guten Napolione. Ich glaube, die Bewohner des ephemeren Kaiserstaates sind noch immer gut kaiserlich gesinnt, gleich vielen andern Italienern, die sich dessen eben nicht zu schämen brauchen. —

Zu den beredtesten Vertheidigern Napoleon's gehört merkwürdigerweise Monsignore M. s. i., der erste Prälat der Insel, der die Stelle eines Grandaumoniers bei dem Kaiser bekleidete. Der eben so gelehrte als tolerante Geistliche rühmte unter andern das zarte Verhältniß, das zwischen dem Kaiser und Constant statt fand. Die Sorge dieses treuen Dieners für seinen hohen Gebieter, der damals schon anfing zu kränkeln, soll beispiellos gewesen seyn. Ohne daß es der Kaiser wußte, hatte Constant einmal acht Nächte hintereinander in einem Sessel in einiger Entfernung von dessen Bette zugebracht, um die Athemzüge seines Herrn zu belauschen, deren Schnelle ihn zu beunruhigen anfing. Am neunten Morgen überraschte der Kaiser den Getreuen, der von den anstrengenden Nachtwachen erschöpft in seinem Sessel eingeschlummert, die Stunde des Ankleidens versäumt hatte. Als er endlich erwachend den Kaiser besorgt über sich geneigt erblickte und tausend Entschuldigungen stotterte, die durch den treuen Cambronne, der eben eingetreten war und der um Constant's Nachtwachen wußte, commentirt wurden, befahl der Kaiser, daß Constant acht Tage hindurch sein eigener Herr seyn

sollte. Als dieser aber ohneachtet des kaiserlichen Befehls dennoch am nächsten Morgen zum Ankleiden seines Herrn im Schlafzimmer erschien, und der Kaiser halb grollend fragte, ob dieß die rechte Art sey, ihm seine oft versicherte Liebe zu beweisen, wenn er Befehlen, die seine Gesundheit beträfen, so schnurstracks entgegenhandelte? erwiderte Constant: „Sire! Sie haben immer so große Rücksicht mit meinen Schwächen und lassen mir aus Gewohnheit manchen Fehler im Dienst um Ihre Person hingehen. Müßte ich nicht befürchten, daß es ein anderer, der während der acht Tage meine Stelle ersetzte, besser und viel schneller machte? Und wenn dann der arme Constant wieder erschiene“ —

„Dann würde Constant allein Constant seyn!“ unterbrach ihn rasch der Kaiser, indem er gerührt die Hand auf das ergrauende Haupt des immer treu bewährten Dieners legte. — Constant, der den Sinn des Wortspieles wohl gefaßt hatte, beugte sich tief auf die Hand seines Herrn. Dieser aber rief lächelnd seinen Liebling, den Commandeur der Polen herbei und befahl ihm eine Lustreise mit Constant durch die Insel zu machen, und bei Strafe seiner Ungnade, vor acht Tagen nicht wieder zurückzukehren.

„Well Sir!“ sprach Sir Robert, nachdem wir eine Zeit lang, ohne daß einer von uns ein Wort gesprochen, auf dem Balcone des ehemaligen kaiserlichen Palastes den Erzählungen des Abbate zugehört hatten — „ich glaube, es ist gut, daß wir nicht schon früher die guten Eigenschaften des Kaisers alle so gekannt haben! Wir wären sonst vielleicht lauer in unserem Enthusiasmus gegen den großen Kriegsfürsten gewesen! Mag aber auch nur die Hälfte, ja mag nichts von alle dem wahr seyn, was man uns hier von Napoleon erzählt — ich kann ihn nicht tadeln, daß er sein Glück von hieraus noch einmal versuchte, daß er im Angesicht von Europa den großen Plan schmiedete, sich eclatant für die ihm angethane Schmach zu rächen. Auf Europa fällt alles Blut zurück, das der letzte schwere Kampf gekostet hat! War es vielleicht etwas anderes als Kinderspiel, als man den einst so mächtigen Mann zum Kaiser von Eiba machte, während man schon im Geheim die Anstalten traf, ihn nach St. Helena abzuführen. Als einen Faschingscherz lasse ich dergleichen gelten, aber nicht als das Product einer weisen europäischen Berathung, bei der die eminentesten Staatsmänner der damaligen Zeit präsidirt haben.“

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

Das Bacchanal in Venedig. Wenn die Zeit der Weinlese auf der Tierra Firma ist, feiert das Volk in Venedig, das freilich nicht viel zu lesen hat, doch wenigstens in der Idee die Gabe des Bacchus. Es giebt dann am Lido an jedem Montage ein „Baccanale.“ Buden und Zelte sind aufgeschlagen und bieten Getränke und Gewaaren; die Polenta wetteifert mit den gelben Apfelsinen, die Castanien rauchen, Kefel und Birnen prangen verzuckert in der Hand des Candirers und aus den Pfannen der Fischbäcker dampfen die gebratenen Bewohner des Meeres groß und klein für die Menschen groß und klein, welche sich untereinander drängen und wo ein leerer Raum sich darbietet, in den anmuthigsten Kreisen sich drehen. Denn nichts ist hier von jenem wilden Tanze zu sehen, der so oft daran zweifeln läßt, daß der Deutsche zu dem bedächtigen Volke gehört, welches irgendwo gefunden wird. Selbst beide Geschlechter vereinen sich selten zu einem Tanze; eher tanzt das Mädchen mit der schon alternden Mutter, aus deren Auge aber noch immer alsdann der unschuldige Glanz der Freude lacht, und junge Mütter drehen sich mit ihren Kindern lachend im Kreise herum. Mit der Musik sind alle leicht befriediget. Ein Dudelsack, eine Geige, eine Cither genügt, oder ein Tambourin, das Lieblingsinstrument der Mädchen hier. Eine Volksmelodie, zum mindesten aus dem Tacte derselben strahlend, setzt alle Stimmen in Bewegung, die in der Nähe laut werden können, und wer nicht tanzen, nicht singen will, eilt zum Polichinell und seinen Späßen, zu dem Improvisator, der irgend eine Scene des Volkslebens schildert, ohne Zank aber und ohne Trunkenheit herrscht bei solchem Bacchanal eine harmlose Fröhlichkeit, daß der Fremde, besonders der aus dem Norden, Mühe hat, das Schauspiel, welches sich hier darbietet, mit dem sonst so lebendigen italienischen Volkscharacter in Einklang zu bringen. „Die hundertjährige Erziehung der strengen Signoria hat selbst die Ausbrüche der Freude bei ihnen gemäßiget!“ meint Eschabuschnigg, dem wir eine treffliche Schilderung eines solchen „Baccanale“ verdanken \*).

\*) „Buch der Reisen.“ Wien, 1842, Seite 1—9.

## Aus meinem Tagebuche.

Mit der Sprache giebt die Natur dem Menschen auch Zähne. Denn sobald der Mensch durch die Sprache zeigen kann, daß er eine eigene Meinung hat, muß er auch beißen können. S.

## Aphorisme.

Es ist doch etwas Eigenes um das Schicksal der Dichter, daß sie immer mit dem Hunger kämpfen müssen, so-

gar die reichen unter ihnen, wie Alfieri, der, um sich die Sicht zu vertreiben, oder wie Byron, der, um nicht fett zu werden, hungerte.

R. v. Groscreutz.

## Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

## Correspondenz-Nachrichten.

## Cölnener Briefe

von

Dr. Moriz Brühl.

## VI.

Ende October 1842.

In meiner letzten Mittheilung versprach ich Ihnen einen Bericht über hiesige sociale Zustände, die gerade nicht auf den Dombau und den jüngsten königlichen Besuch Bezug haben. Bildet nun auch das Theater, welches in den übrigen großen deutschen Städten ein so wichtiges Moment des geselligen Lebens ist, hier gerade nicht den Centralpunct der Gesellschaft, wird dasselbe auch in der Conversation bloß berührt, um allenfalls darüber zu meditare und ist überhaupt das ganze Institut hier in einer höchst peniblen, stets bedenklich schwankenden Lage, weil das liebe Publikum einerseits die enormsten Ansprüche macht, andererseits das Institut förmlich fallen läßt; so hat dagegen Director Spielberger, ein Mann, dem, bei einer bedeutenden Hinneigung zur Charlatanerie, Regsamkeit und Umsicht nicht abzuspochen sind, in der jüngsten Zeit uns so viel Bedeutendes und Interessantes vorgeführt, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, diesen im hiesigen Kunsttempel gebotenen Genüssen einige Aufmerksamkeit zu schenken. — Einem längern Gastspiel der Madam Schodel folgten 10 Concerte der Schwestern Milanollo, dieser Wunderkinder, die bald die Aufmerksamkeit des ganzen kunstgebildeten Deutschland's auf sich ziehen werden. Es bedarf eigentlich keines weitern Anpreisens der Leistungen dieser kleinen Geigerinnen als die Bemerkung, daß sie 10 Concerte bei stets überfülltem Hause (das letzte für den Dom) gaben. Die beiden Kinder heißen Therese und Maria und sind in Savigliano bei Turin geboren, wo ihr Vater Instrumentenmacher und Mechaniker war, welches Geschäft er aufgab, als ihn das Talent der ältern Tochter, Therese, vor fünf Jahren förmlich nöthigte, mit ihr in's Ausland zu gehen. Man kann wahrlich nichts Erstaunenswertheres, nichts Ueberraschenderes, nichts Entzückenderes hören, als das Geigenspiel dieses dreizehnjährigen Kindes; sein Talent ist ein unauflösbares Räthsel, vor welchem die Kritik macht- und rathlos dasteht, ist ein Naturwunder, und zwar nicht bloß für den Musiker, sondern auch für den Physiologen. In der Hand dieses herrlichen Mädchens ist die Geige kein unpassendes Instrument mehr, denn was gäbe es Graziöseres als diesen so fein und schön geformten kleinen Arm, der den Bogen mit der größten Souplesse und Leichtigkeit regiert, diese zarte Kinderhand, welche die Saiten mit einer schwindelnden Sicherheit bemeistert! Das Talent dieses Kindes fügt sich in alle Gattungen, ihre Executirung ist brillant, graziös, perlend vollendet und vor Allem voll tiefen, gefühlten, rührenden Ausdrucks, dabei voll Reinheit und Kraft und selbst in den schwierigsten Passagen, in Doppelgriff und Staccato, unnachahmlich geschmackvoll; ihr Styl ist eben so grandios als einfach und stets

eigenthümlich, ihr Adagio schmelzend, ihre Cantilene unübertrefflich. Man weiß in der That nicht, was man mehr bewundern soll, ihr immenses Talent oder ihre tiefe Intelligenz, vermöge deren sie in ihrem Spiele die besondere Eigenthümlichkeit jeder Schule charakteristisch auffaßt und wiedergiebt. Um dieß ganz zu begreifen, muß man von ihr das dritte große Concert von de Bériot hören, das letzte, aber auch trefflichste Werk des großen Meisters, das derselbe ihr, seiner Schülerin, im Manuscripte dedizierte. So wie sie nun im Vortrage dieses Concerts die Eigenthümlichkeit de Bériot's auf die überraschendste Weise bis in die kleinsten Nuancen entfaltet, trägt sie ein Concert von Vieuxtemps vor, als ob Vieuxtemps es spielte, geigt sie Lafont's Piecen, wie Lafont, Haumann auf die ihm eigenthümliche Weise, ja sogar Paganini mit alle seinem barocken Uebermuth, seiner fecken Genialität. Und bewundere ich an dieser ältern Schwester die hohe Reife der musikalischen Verständniß, das Durchgebildete des Vortrags, mit einem Worte das Gefühl, so prophezeihe ich der jüngern Schwester, der allerliebsten kleinen blondgelockten Maria, eine spätere größere Bedeutsamkeit in Betreff der Virtuosität. Wenn die bleiche Therese mit den langen dunklen Haarflechten die Violine ergreift, wenn die Begeisterung in ihrem dunklen, geistvollen Auge schimmert, wenn ihr Spiel alle Anwesenden bezaubert, hinreißt, sieht man kaum mehr ein Kind vor sich, sondern einen der geigenspielenden Engel, wie sie die alten Italiener malten — und die kleine Maria, die kaum das Instrument halten kann, das herzige Wesen, in dessen Zügen die holdste Kindlichkeit scherzt und lacht, tritt kaum neben ihre Schwester, die ernstere, sorgsame Lehrerin, als auch ein gewisser komischer Ernst sich in ihrer Physiognomie, ihren großen blauen Augen kund giebt und sie mit einer Nonchalance die halbschwersten Studien, die schwierigsten Läufe heruntergeigt, die wahrhaft zum Küssen ist. Diese beiden Kinder, die man Phänomene nennen muß, wenn auch nicht Wunderkinder in der ominösen Bedeutung des Wortes, sind mir die Genien der Geige, wie Paganini ihr Dämon war. Sie werden über meine Zusammenstellung der Schwestern Milanollo mit Paganini verwundert und ungläubig den Kopf schütteln; ich übertreibe jedoch wahrlich nicht. Sie werden die kleinen Geigerinnen hören, denn das kunstsinige Dresden ist ein zu mächtiger Magnet, als daß sie es unbesucht lassen sollten — und bis dahin mögen Sie und Ihre freundlichen Leser Ihr Urtheil zurückhalten. — Zum Abschiede von Cöln führte uns Conradin Kreuzer seine neue Oper, „der Edelknecht“, vor, eine Composition von so entschiedenem Verdienste, daß man sie als einen höchst würdigen Zuwachs zur musikalisch-dramatischen Literatur begrüßen muß. Der Text von Madame Birch-Pfeiffer, eine Ummodellung des „Johann von Paris“ und „Schnee“, ist so matt, so undramatisch gehalten, daß Kreuzer, der überhaupt in Betreff seiner Libretti nicht glücklich ist, durch die Art und Weise seiner Benützung oder vielmehr Umschaffung desselben neuerdings bewiesen, welch geringer Anregung das wahre Genie zur glänzendsten, lebendigsten Aeußerung bedarf.

(Bechluss folgt.)